



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Handwerker sonst und jetzt

Weiss, August

Leipzig, 1902

VII. Aufgaben und Bestrebungen des heutigen Handwerks.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75177](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75177)

gebung als ein von ihm übernommenes teures Vermächtnis erklärte, gelangte der Entwurf 1889 zur Annahme.

Noch mehr als bei anderen Gesetzen musste sich beim Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz bald das Bedürfnis nach Verbesserungen, Vereinfachungen und Erleichterungen bemerkbar machen; die Änderungen wurden 1899 genehmigt, als Invalidenversicherungsgesetz veröffentlicht und traten am 1. Januar 1900 in Kraft.

Wohl kein Gesetz hat so viele absprechende Urteile über sich ergehen lassen müssen, als das „Klebegesetz“, Urteile, die vielfach weder Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse verrieten, noch die Fähigkeit oder den guten Willen erkennen liessen, an der Verbesserung des Gesetzes mitzuarbeiten. Schon dass Deutschland in dieser Beziehung vorzugehen wagte — und kein Staat ist ihm bisher gefolgt —, muss als eine grosse Tat gepriesen werden. Und heute kann gesagt werden, dass wohl niemand mehr den Mut haben würde, leichten Herzens auf den Segen zu verzichten, welchen dieses Gesetz für die arbeitende Bevölkerung bedeutet und besonders auch für den Handwerker; es sei nur auf den einen Punkt hingewiesen, dass er, selbst wenn er nicht mehr versicherungspflichtig ist, doch freiwillig die Versicherung aufrecht erhalten kann.

Die Bedeutung des Invalidenversicherungsgesetzes macht sich endlich auch in der Beziehung bemerkbar, dass es ein allzurashes und unverhältnismässiges Anwachsen der Armenlast der Gemeinden verhindert. Dasselbe ist demnach wie für den Einzelnen, so für die Gesamtheit von ausserordentlicher Wichtigkeit und wird von Jahr zu Jahr mehr als unentbehrliche Einrichtung zum Wohl des ganzen Volkes erkannt und gewürdigt werden.

VII. Aufgaben und Bestrebungen des heutigen Handwerks.

Als nach dem Jahre 1871 einem Phönix gleich Deutschland sich neuverjüngt in die Höhe schwang und mit mächtigem Flügelschlage sich der Sonne zuwandte, da blühte auch Handel und Wandel auf; es war ein Umschwung sondergleichen. Das äussere und innere Leben des Volkes änderte sich fast über Nacht. Man kannte die Deutschen nicht mehr. Die

Welt staunte und hat sich heute noch nicht von ihrem Staunen erholt. Aus dem Volk der Denker wurde ein Volk der Tat, das auf dem Wege emsigen Schaffens auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens zu immer neuen friedlichen Eroberungen gelangte, dessen innere Kraft von Tag zu Tag wuchs und das bald in regen Wettbewerb mit den Völkern trat, welche bisher glaubten, ein Monopol hinsichtlich der Warenerzeugung und des Warenvertriebes zu besitzen.

Kein Wunder, dass man den Baum der Industrie, der so stattlich in die Höhe wuchs und zu dessen Gipfel das in seinem Schatten wohnende Volk fast ehrfürchtig aufblickte, hegte und pflegte, dass man in seinem Gedeihen das einzige Heil erblickte und dass man daneben das bescheidene Blümchen „Handwerk“ fast verachtete. Es verkümmerte ja zusehends.

Freilich, wie sollte auch das Handwerk noch wagen können, mit der von reichen Kapitalien befruchteten Industrie in Wettbewerb treten zu können! Konnte die schwache Hand des Meisters den Kampf mit der Maschine aufnehmen? Die Allgemeinheit schien mit dem Zustande ganz zufrieden; man war nun im stande, sich eine Menge von Gebrauchsgegenständen, die sonst nur das Leben des Reichen verschönten, um billiges Geld zu beschaffen. Man fing an, sein Heim zu schmücken und der Einzelne kam zu manchem Genuss, der ihm sonst versagt geblieben wäre. Der Industrialismus kam also nach verschiedenen Seiten hin dem Bedürfnis des Volkes entgegen; er rühmte sich, demselben reiche Arbeitsgelegenheit und Verdienst zu geben und das Leben angenehm und billig zu gestalten. Hatte er darin Unrecht? Gewiss war in der köstlichen Frucht, die er bot, auch ein Wurm. Der Arbeitslohn war nicht immer der Leistung entsprechend und die Arbeitszeit war nur zu häufig eine Ausbeutung des Menschenmaterials und in weiten Kreisen der Arbeiterschaft war nicht Wohlleben, sondern Not und Elend zu finden.

Immerhin ist im Laufe der Zeit die mächtige Entwicklung der Industrie und des Handels von günstigem Einfluss auf die ganze Lebenshaltung des Volkes geworden. Die Lebensfreudigkeit, welche die notwendige Folge war, äusserte sich einerseits in starker Abwehr gegen die Übergriffe des Kapitals, andererseits in der Ergreifung der Vorteile, welche die neue Entwicklung der Verhältnisse bot. Der äussere und innere Erfolg des Industrialismus war so deutlich und trat so beherrschend in die Erscheinung, dass es erklärlich ist, wenn sich allmählich die Stimmen mehrten, welche ein Aufgehen des Handwerks in der Grossindustrie prophezeiten.

Der Handwerker schien verurteilt zu sein, sich künftig mit der Rolle freier Hilfsarbeiter zu begnügen und den Hauptverdienst in den Ausbesserungsarbeiten oder in der Ausführung solcher handwerksmässiger Arbeiten zu suchen, welche die Fabrik nicht selbst übernehmen konnte oder wollte. Sie stellte, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die Fensterahmen und Beschläge her, dem Handwerker blieb nur das Befestigen derselben. Ähnlich ist es gegenwärtig in hundert anderen Fällen.

Bei Erzeugung solcher Waren, deren Herstellung in grossen Mengen und auf Vorrat nötig wurde, musste das Handwerk den Wettbewerb aufgeben, oder es konnte sich nur noch in wenigen abgelegenen Gegenden ein dürftiges Dasein fristen. Also einerseits Einschränkung des Arbeitsgebietes, andererseits völlige Verdrängung; was konnte der Handwerker gegen diese Sachlage thun? War es unter solchen Umständen nicht naheliegend, von einem aussichtslosen Kampfe abzustehen? Wirklich wurden viele Handwerker mutlos und diese verzweiflungsvolle Entsagung, dieses Schwindens jeden Selbstvertrauens musste der Anfang vom Ende sein.

Doch getrieben von der Not der Zeit und in Erinnerung an seine ruhmvolle Vergangenheit rief das Handwerk die Hilfe des Staates an gegen die Übermacht des Kapitals. Er sollte dem Handwerk die Daseinsbedingungen schaffen durch Wiederherstellung der früheren Handwerksorganisation. Der Staat ist denn auch dieser Forderung, wie wir schon gesehen haben, weit entgegengekommen. Wenn es damit gelungen sein sollte, den Mut der Einzelnen zu stärken, ihr Selbstgefühl zu wecken und das erhebende Bewusstsein zu erzeugen, einem Stande anzugehören, der nicht nur auf Grund eines geschichtlichen Überlieferungsrechtes besteht, der auch in der Jetztzeit noch recht wohl in der Lage ist, seine Daseinsberechtigung zu erweisen, so wäre schon viel erreicht, aber noch lange nicht alles.

Soll die Bezeichnung „Handwerker“ wieder zum Ehrennamen werden, wie sie es in den besten Zeiten deutschen Gewerbefleisses war, da seine Erzeugnisse in alle Welt gingen und überall geschätzt waren, soll man in dem Handwerker mehr als nur den mechanischen Arbeiter sehen, so muss er im stande sein, seiner Arbeit den Stempel des eigenen Geistes aufzudrücken. Darum darf sich das deutsche Handwerk nicht damit begnügen, in engherziger und eigennütziger Weise den Zugang zum Handwerk zu erschweren und es darf sein Heil nicht ausschliesslich von den alten Formen erwarten,

die aus der Rumpelkammer früherer Zeiten hervorgeholt werden.

Um den Kampf mit der kapitalistischen Produktionsweise der Industrie aufnehmen zu können, muss sich der Handwerker vor allem klar sein, worin die Stärke und die Schwäche derselben liegt, um danach die eigenen Kampfmittel wählen zu können. Denn darüber darf er sich keinen Augenblick im Zweifel sein, dass er die entscheidende Schlacht selbst schlagen muss und sich nicht darauf verlassen darf, der Staat werde oder könne ihm diesen Liebesdienst erweisen.

Stark ist die Industrie vor allem durch die Macht des Kapitals, dann aber weiter dadurch, dass dem Fleiss und dem Talent nirgends so wenig Schranken gezogen sind, als im Gebiete der Industrie. Darum sind die Fälle gar nicht selten, dass einfache Arbeiter zu grossen Unternehmern wurden.

Eine Schwäche des grossindustriellen Betriebes ist dagegen in dem Umstande zu erblicken, dass er vielfach darauf verzichten muss, den individuellen Geschmack der Abnehmer zu berücksichtigen.

Hieraus ergeben sich nunmehr zwanglos die Forderungen, von deren Erfüllung es abhängt, ob und inwieweit sich das Handwerk als selbständige Wirtschaftsform erhalten kann. Darum ist jetzt nicht von den Handwerkern die Rede, welche den Grossbetrieben angegliedert sind. Da der einzelne Handwerker zu schwach ist, um den Kampf mit der Industrie aufnehmen zu können, so ist es Sache der Organisation des Handwerks, ihn zu unterstützen. Die Notwendigkeit der Bildung wirtschaftlicher Genossenschaften wird immer mehr erkannt. Für den Handwerker kommt hauptsächlich die Bildung von Kredit- und Rohstoffgenossenschaften in Betracht, durch welche auch der Bezug von Arbeitsmitteln (Maschinen u. dergl.) in die Hand genommen werden kann.

Von Produktivgenossenschaften sei hier abgesehen, da sie mehr oder weniger auf den Weg kapitalistischer Produktionsweise hindrängen.

Durch die genossenschaftliche Hilfe wird der Handwerker nicht so stark, dass er zum Grossbetriebe übergehen könnte; dies soll auch gar nicht der Zweck der ihm gebotenen Hilfe sein. Wohl aber ist es ihm ermöglicht, sein Handwerk mit Nutzen auszuüben, wenn er überhaupt in seinem Berufe tüchtig ist, d. h. wenn er nicht nur in technischer Beziehung allen an ihn herantretenden Anforderungen zu genügen vermag, sondern wenn er auch versteht, den Bedürfnissen und dem Geschmack seiner Kunden gerecht zu werden.

Dies setzt voraus, dass er praktisch und theoretisch auf der Höhe seiner Aufgabe steht und solches ist wiederum nur möglich, wenn das gewerbliche Bildungswesen seinem Zwecke entspricht. Nun wird man aber keineswegs behaupten können, dass dies überall der Fall ist. Nur allzuoft ist die Werkstätte des Meisters die einzige Schule, in der sich der Handwerker die Befähigung für seinen Beruf erwerben kann. Die daneben zu besuchenden Sonntagsschulen kommen als wertlos garnicht in Betracht.

Auch die namentlich in Städten ins Leben gerufenen Fortbildungsschulen genügen nicht; sie vermitteln wohl eine Menge recht nützlicher Kenntnisse, leisten gewiss auch durch den Zeichen- und Buchführungsunterricht dem Gewerbe nicht gering zu achtende Dienste, allein doch zu wenig für die heutigen Verhältnisse und ganz besonders dann, wenn der Werkstättenunterricht versagt und dieses ist in nicht wenigen Fällen schon zu beklagen gewesen. Mit Recht dringt daher der Reichstagsabgeordnete Euler, ein berufener Vertreter des Handwerks, auf eine Reform und Regelung des Lehrlingswesens; sie ist ihm die vornehmste und dringendste Aufgabe, da von ihrer Lösung die Zukunft des Handwerks abhängt.

Von der gleichen Erkenntnis getrieben und erfüllt von der Wichtigkeit der Erhaltung eines leistungsfähigen Handwerkerstandes, verlangt einer unserer hervorragendsten Schulmänner, Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner in München,¹⁾ die Umwandlung der obligaten allgemeinen Fortbildungsschule in obligate fachliche Fortbildungsschulen und bezeichnet es als Sache der Genossenschaften und Innungen, solche Fachschulen in Verbindung mit Lehrwerkstätten zu gründen, selbstverständlich mit Unterstützung durch Gemeinde, Kreis und Staat.

Seiner Anregung folgend, ist die Stadtgemeinde München in opferwilliger und vorbildlicher Weise an die Neugestaltung des gewerblichen Unterrichtswesens gegangen. Heute sind schon 14 fachliche Pflichtfortbildungsschulen im Gange, die, in lebendiger Fühlung mit dem gewerblichen Leben stehend, zu den schönsten Hoffnungen berechtigen und deren Leistungen am besten dadurch charakterisiert werden, dass sich junge Leute, die bereits der Schulpflicht entwachsen sind, freiwillig

1) Dr. Georg Kerschensteiner, Beobachtungen und Vergleiche über gewerbliche Erziehung ausserhalb Bayern; München, K. Gerber, S. 235; derselbe, Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend, gekrönte Preisschrift; Erfurt, Villaret; Euler, Reform des Handwerker-, Fach- und Fortbildungswesens, Wiesbaden, Pflaum.

zum Weiterbesuch der Fachschule melden. Der beschrittene Weg wird weiter eingehalten werden, sicher zum Segen des Handwerks.

Auf diese Weise wird es möglich sein, nicht nur das technische Können zu vervollkommen, sondern auch dem in weiten Kreisen sich offenbarenden Verlangen nach künstlerischer Ausgestaltung des Lebens entgegenzukommen; ja noch mehr, es gilt dieses Verlangen, wo es sich noch nicht äussern sollte, zu wecken.

Der Umstand, dass solches notwendig ist, spricht allein schon deutlich, wie sehr das Volk in seiner Mehrheit unter den wirtschaftlichen und sozialen Übelständen zu leiden hatte. In der Sorge um das tägliche Brot, um die materiellen Existenzbedingungen, war in ihm die Sehnsucht nach dem Schönen erstickt worden und die Kraft zum Flug in das Reich des Idealen verloren gegangen. Und doch wohnt von Natur jedem Menschen das Bedürfnis nach den höheren Genüssen inne. Dieses beweisen uns die Naturvölker, welche ihrer lebhaften Phantasie durch ein heiteres Spiel mit Formen, Farben und Tönen Ausdruck geben und alles, was den Menschen umgibt, vom Schmuck angefangen, den er auf dem Leibe trägt, bis zur Thüschwelle und zur Einzäunung des Hofes ihrem künstlerischen Geschmack entsprechend gestalten. Auf den höheren Kulturstufen sind die Genüsse, durch welche die Künste das Leben verschönen, wesentlich den bemittelten Klassen zugut gekommen. Erst im Zeitalter der Industrie war es möglich, auch dem einfachen Arbeiter Genüsse zu gewähren, die vordem den höheren Ständen vorbehalten waren „und besonders die sozialen Genüsse, wie diejenigen der Ehe, Familie, Verwandtschaft und Freundschaft, der öffentlichen Feste, Kunstaufführungen, der allgemeine Schmuck der Strassen und Plätze, der Parks, ferner die der Reisen, Sommerfrischen, Bäder und Badeorte u. s. w., der Vorträge, Bibliotheken, Kunstsammlungen u. s. f. stehen nun in den Kulturstaaten allen Menschen in gleicher Weise zur Verfügung.“ (Herrmann.)

Ein Nachteil haftet jedoch den industriellen Erzeugnissen an, der nämlich, dass sie fast jeden charakteristischen Ursprungsmerkmals entkleidet sind, dass sie keinen individuellen Charakter tragen und durch ihre Einförmigkeit langweilen. Hier hätte das Handwerk Gelegenheit gehabt einzugreifen. Aber die künstlerische Gestaltungskraft des Handwerkers war flügelahm geworden und als nach den Ereignissen des Jahres 1870/71 die Phantasie und künstlerische Begeisterung für das Schöne in raschem Fluge aufwärts strebte — noch immer eine Folge

politischer Unabhängigkeit und materiellen Aufschwunges —, da konnte sie nicht folgen.

So sah sich der deutsche Handwerker genötigt, um dem an ihn herantretenden Bedürfnis genügen zu können, fremdländische Vorbilder nachzuahmen.

Das war eine Schande; es war auch von empfindlichem Schaden, da eben doch viele lieber die fremden Originale, als die heimischen Nachbildungen kauften. In dieser Not richtete man die Blicke rückwärts und suchte Hilfe bei den alten Meistern. Mit neuer Lust und Schaffensfreude wurde an die Arbeit gegangen. Eine neue deutsche Renaissance beherrschte Kunst und Handwerk. Bald waren alle Stilarten kopiert, ohne dass rechte Befriedigung dadurch erreicht worden wäre. Man hatte die alten Meister nicht verstanden. Das Handwerk konnte nur nachahmen und nachempfinden und die Kunst ging ihre eigenen Wege. Die Leinwand und der Marmor schienen allein das würdige Material, an welchem die modernen Meister ihre Künstlerschaft erweisen konnten.

Sollte es anders, besser werden, so musste man sich darüber klar werden, was wir von den alten Meistern lernen können, worin eigentlich der Reiz ihrer Schöpfungen zu suchen ist. Die tüchtige Schulung, welche in früheren Zeiten bei dem Mangel anderer Bildungsmittel allein durch die Organisation des Handwerks gewährt wurde, weiter die Vereinigung des Künstlers und Handwerkers in einer Person und endlich die kraftvolle Ausgestaltung der Künstlerindividualität innerhalb des nationalen und zeitgenössischen Rahmens; alles dieses vereint verlieh den Erzeugnissen der glanzvollsten Zeit deutscher Gewerbetätigkeit das ihnen eigentümliche Kolorit. Spricht denn nicht auch aus den griechischen, japanischen oder chinesischen Kunstwaren der Geist ihrer Zeit und ihres Volkes und ist nicht gerade dieser Umstand die Ursache ihres hohen inneren Wertes?

Wie hatte man an diesen Momenten so lange vorübergehen können, ohne sie zu erkennen!

Dieser von den alten Meistern gezeigte Weg musste eingeschlagen werden. Aber freilich, solche Wandlungen in den Anschauungen können nicht von heute auf morgen erfolgen und doch! sobald einmal erkannt war, woran der Fehler lag, zeigte es sich überraschend schnell, dass wir über eine Fülle von Kräften verfügen, die — aus dem bisherigen Bann gelöst — dem Handwerk den geistigen Inhalt geben können, der es allein aus dem Dornröschenschlaf zu neuem Leben, zu neuer Kraft zu erwecken vermag.

War auch eine Vereinigung des Künstlers und Handwerkers in einer Person noch nicht möglich, weil dafür erst die geeigneten Bildungsstätten geschaffen werden mussten, so konnte wenigstens eine Annäherung zwischen dem Künstler und Hersteller erreicht werden durch die Erkenntnis, dass „jeder Gegenstand, nicht bloss die Leinwand und der Marmor, sondern auch das letzte und bescheidenste, zum Gebrauch bestimmte, täglich benützte, täglich geschaute Geräte, wie einst im klassischen Altertum, durch die Kunst geadelt werden soll“. (Rofls.)

Erschwert wurde diese Annäherung zwischen dem Künstler und Handwerker dadurch, dass sich dieser nur langsam zur Überzeugung durchringen konnte, dass er nicht geizen dürfe, um die Künstler für sich zu gewinnen; nur allmählich erkannte er, dass es eine irrtümliche Anschauung sei, als ob der deutsche Käufer billigen Schund gediegener Ware mit künstlerischem Gepräge vorziehe. Doch diese Schwierigkeit war mit dem ersten Erfolg überwunden. Die Hauptfrage war nur, ob die Künstler verstünden, zum Herzen ihres Volkes zu sprechen, ob sie also deutschem Wesen und moderner Zeitrichtung entsprechenden Ausdruck verleihen könnten.

Sollte es denn wirklich so schwer sein, deutsche Gewissenhaftigkeit, deutsche Sinnigkeit und Poesie, deutsche Behaglichkeit, deutsche Heimatliebe, deutsche Naturschwärmerei mit der zeitgemässen Berücksichtigung des Praktischen, der gesundheitlichen Anforderungen und der Liebe zu unserem Volkstum zu vereinen?

1897 haben Münchener Künstler den ersten Beweis erbracht, dass in den Tiefen des deutschen Wesens köstliche Kräfte schlummern, die nur der Anregung bedürfen, um zu frischem, fröhlichem, freudespennem Leben und Weben zu erwachen. Der starke innere und äussere Erfolg der damaligen kunstgewerblichen Ausstellung hat zur Gründung der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Kunst im Handwerk“ geführt, welche sich die Aufgabe stellt, im Sinne des neuen Kunsthandwerks künstlerische Entwürfe anzukaufen, die betreffenden Gegenstände anfertigen zu lassen und zu verkaufen.

Der Weg ist gewiesen und nicht nur in München, auch an anderen Orten hat man ihn eingeschlagen. Und wieder einmal hat das Ausland Gelegenheit, mit Staunen zu sehen, mit welcher Raschheit und Sicherheit sich deutsche Künstlerschaft und deutsche Handwerksgeschicklichkeit zu Leistungen von höchster Vollkommenheit zu vereinigen wissen. Damit ist dem Handwerk der Boden zurückgewonnen, auf dem es

sich behaupten kann, und dieser Boden wird wie in früherer Zeit ein goldener sein, jemehr der Handwerker strebt, ein Künstler zu sein, je gediegener und sorgfältiger er in seinen Leistungen wird.

Dies haben wir von den Alten gelernt; darum sei ihnen ein dankbares Andenken gewidmet; aber nie wollen wir dabei vergessen, dass das Alte in zeitgemässer Weise um- und auszugestalten ist, sei es, dass es sich um die inneren oder um die äusseren Grundlagen der Kunst und des Handwerks handelt.

Die Sammlung wird fortgesetzt.



